

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 6

Artikel: "Na", sagte Herr Schmidt
Autor: Fincky, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lied.

Wissen, daß die Wälder blühen müssen,
 Was die Stürme auch zu Boden rissen,
 Ach, und stark und voller Freude sein!
 Meine Saat vertrau ich stolz der Erde,
 Und ich glaube, daß sie wachsen werde
 Und sich hebe in den Sonnenschein.

Ob ich selbst die reifen Garben binde,
 Ob ein anderer ihre Fülle finde,
 Soll ich darum stumm und mutlos stehn?
 Nehm sein Werkzeug jeder in die Hände,
 Schafft und lebt! und winkt der Tod: Zu Ende!
 Laßt uns lächelnd ihm entgegengehn.

Martin Boelitz.

„Na“, sagte Herr Schmidt. *)

Von Ludwig Finckh.

Als ich zehn Jahre alt war, hatte ich sechzehn Onkel und Tanten. Und ich hatte Geigstunde. Der stramme Musikdirektor Schmidt mit dem weißen Schnauzbart, ein alter Stabstrompeter, kam zu uns ins Haus, und wir strichen wacker miteinander. Einmal war im Nebenzimmer Besuch, die Tante Ottilie.

„Ist das die Schwester von deinem Vater oder von deiner Mutter?“ fragte mich der Geigmeister.

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich und wurde rot.

„Na!“ sagte Herr Schmidt, und wir strichen weiter.

Dieses „Na!“ brannte mir in der Seele. Nach der Stunde ging ich zur Mutter und er-

fuhr, daß die Verwandte keine Schwester von Vater oder Mutter war, sondern die Frau eines weitläufigen Betters. Aber ich hatte sie sehr lieb. Sie war sanft und schön, oft ging ich an ihrem Hause vorbei und ließ mir aus dem Fenster ein Butterbrot von ihr geben, und sie hatte in einem hohen Vorzimmer große Bäume und Pflanzen stehen, es war ganz dunkelgrün vor Blättern, und jedes Jahr wuchsen an zwei Bäumchen goldgelbe kleine Orangen. Auch hatte sie einen weißen Pudel, der hieß Schlupp.

Wer aber war diese Tante? Ich schrieb mir alle Brüder und Schwestern meiner Eltern zusammen mit ihren Ehegatten und frug mich durch, bis ich wußte, wo ich die sanfte Tante Ottilie hintun mußte.

Habt ihr noch Großeltern? Ich habe keinen Großvater gekannt, und ich habe nur eine schwache Erinnerung an eine feine alte Frau, die Mutter meines Vaters. Sie starb, als ich drei Jahre alt war. Da ist mir viel entgangen. — Wie wäre es, wenn ihr alle eure Großeltern aufschriebet, und was ihr von ihnen wißt, und dann deren Eltern und Großeltern? Ihr werdet staunen, wie weit ihr kommt. Und dann

*) Aus: Der Ahnengarten. Von Ludwig Finckh. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Finckhs Erzählungskunst meistert die frisch aus dem Leben geschöpften, anekdotenreichen Stoffe mit sicherer und leichter Hand. Kaum ein anderer Dichter unserer Zeit schreibt so herzlich unbekümmert, gerade heraus und immer anmutig, und solche Verbindung von Gemüt, Charakter und gesundem Menschenverstand macht auch diese Gabe Finckhs zu einem Buche, das wie das tägliche Brot schmeckt; jenes ländlich rauhe, unverfälschte, duftende und nahrhafte, dessen wir zum Leben bedürfen.

schreibt eure Wettern zusammen und eure Basen, und dazu, ob sie euch gefallen, und was ihr mit ihnen schon erlebt habt. Ich hatte natürlich Wettern wie Sterne am Himmel. Zu dem einen ging ich oft — er war ein Jahr älter als ich —, um mit seinen Bleisoldaten zu spielen; er hatte die Vögel über alles lieb, kannte jedes Nest im Garten, hatte einen grünen Papagei, und wir bauten Katzenfallen miteinander, um die Vögel zu schützen; er ist jetzt ein berühmter Professor der Medizin in Berlin. Zu dem anderen ging ich in Schulnöten, wenn ich am Sonntagabend meine Übersetzung noch nicht gemacht hatte. Er wohnte im Nachbarhaus und lieb mir sein Heft. Ich habe kalt von ihm abgeschrieben. Und ich sehe jetzt, daß es Notwehr war. Bei uns wurde noch jeden Tag „loziert“, das heißt der Platz geändert, oft mehrmals, fast jede Stunde, je nach der Richtigkeit der Antwort oder nach der Zahl der Fehler in einer Arbeit. Wohl jeden Tag hatten wir auch ein „Argument“ oder ein „Proloko“, irgendeine lateinische, griechische oder französische Arbeit oder eine „Repetition“ mit Platzwechsel. Ihr seht dabei, was wir für ein gutes Deutsch in der Schule hatten. Im „Interstitium“, das heißt in der Freiviertelstunde, mußten wir dann rasch unsere zerknitterten Nerven wieder aufbügeln und unsere Lungen auslüften. Leider habe ich viel zu viel geschafft in der Schule, zum Beispiel Zeittafeln. So unnützes Zeug werdet ihr wohl heute keines mehr zu lernen haben. Und das, was mich gefreut hätte, Naturkunde, Pflanzen-, Tier-, Steinkunde oder Chemie, davon hörten wir nichts. Ich habe es später nachgeholt, auch das Wichtigste, Menschenkunde. Und zu dieser Menschenkunde gehört auch die Ahnenkunde, das Aufschreiben aller Verwandten, von denen man abstammt und mit denen man durch das gleiche Blut zusammenhängt.

Aber weil ich schließlich doch einen freien Sonntag haben mußte, nach der ganzen Woche

Stubenarbeit, so schrieb ich eben vom Wetter Hannes ab; auch der war glücklicherweise zwei Jahre älter. — Ihr habt das Abschreiben jedenfalls nicht mehr nötig, ihr werdet nicht so unsinnig viel aufbekommen über den Feiertag wie wir damals; es ist ja auch dreißig Jahre später. Ihr seht aber, wozu Wettern manchmal gut sind.

Ich gebe nun jedem Kind meiner Bekanntschaft, das konfirmiert wird, ein Büchlein mit, das heißt: „Mein Stammbuch“ (Verlag von Degener, Leipzig). Da kann es seine ganze Abkunft und Verwandtschaft hineinschreiben und sich von ihr begleiten lassen durchs Leben. —

Der Musikdirektor Schmidt hat mich nie gequält, und doch habe ich manches bei ihm gelernt. Bloß das Flötenblasen nicht. Mein Vater hatte mir zum Geburtstag eine wunderschöne große Flöte geschenkt, in drei Teilen und in einem Futteral. Ich hatte meine helle Freude daran und gab mir große Mühe. Aber ich konnte die Lippen nicht richtig zuspitzen und brachte keine sauberen Töne heraus. Ich habe später gemerkt, daß ich nichts dafür konnte. Meine Kieferstellung war ungünstig, und so blieben wir denn bei der Geige, und die Flöte schließ einen ruhigen Schlaf. Ich wäre ohne die Geige später über manche Stunde nicht so gut hinweggekommen.

Einmal, im Spätherbst, schnupperten wir mit den Nasen.

„Was riecht denn so brändelig?“ sagte Herr Schmidt.

„Es muß etwas angebrannt sein.“

Der Geruch kam aus dem Nebenzimmer, wo man einen eisernen Ofen zum erstenmal angeheizt hatte. Auf diesem Ofen rauchte und qualmte es leise, und als wir hinsahen, da war es meine stumme, mir verschlossen gebliebene Flöte, die ein Geist dort hinaufgelegt hatte, und die nun arm und halbverkohlt ihrem Ende entgegenging. —

Graphologie.

Die Technik der wissenschaftlichen Handschriftendeutung.

Graphologie! — Ein verächtliches Lächeln löst dieses Wort auf den Gesichtern vieler Gebildeter aus, unklare Zusammenhänge mit Astrologie und Chirromantie bei den Ungebildeten. Die einen unterschätzen, die andern überschätzen die Möglichkeiten der Handschriftendeu-

tung. Beide tun unrecht. Zur Wissenschaft erhoben, hat heute die Graphologie tatsächlich die Möglichkeit, den Charakter eines Menschen aus seiner Handschrift zu lesen, nicht mehr und nicht weniger.

Der Mißkredit, in dem die übliche Grapho-